



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ce qu'on nomme liberté, ce qui, dans tous les cas, suppose une grande mobilité de combinaisons possibles. Mais avec le temps on arrivera, j'imagine, à constituer plus largement la science du moraliste. Plus tard on découvrira les grandes divisions naturelles qui répondent aux familles d'esprit.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

La Germania di Heine. In den ersten Tagen des Dezembers 1888 ist bekanntlich der Berlinische Korrespondent des radikalen, irredentistisch-französischen Mailänder Secolo aus Berlin und dem preussischen Staatsgebiete ausgewiesen worden. Man fragte sich, ähnlich wie es bei dem viel besprochenen Falle Cirmeni geschehen war, was wohl der eigentliche politische Gedanke einer Maßregel sein könne, die doch in jedem Falle unsre internationalen Beziehungen, sowie die Empfindlichkeit der Presse überhaupt nicht eben freundlich berührt. Ehe es gelingt, in diesem Punkte klar zu sehen, hat man sich billig der Kritik zu enthalten. Das ist ja einleuchtend, daß es sich nicht lediglich um einen Akt der Polizeigewalt handelt, daß die Reichsregierung etwas damit sagen will, und es ist von vornherein anzunehmen, daß sie sich also auch die Folgen vorgestellt haben wird und der Verantwortung ihres Schrittes bewußt ist.

Unmittelbar verständlicher war die Ausweisung Cirmenis, des Diritto-Korrespondenten, und Herr Mancini hatte denn auch den Wink richtig verstanden, denn sein Mundstück und Reptilienblatt, um das geschmacklose Wort der fortschrittlichen und radikalen Presse zu gebrauchen, war eben der Diritto. Herr Mancini sollte begreifen, daß man zu seinen schönen Freundschaftsversicherungen kein volles Vertrauen haben konnte, wenn in seinem Leiborgan täglich die Haltung der verbündeten Regierungen als eine freiheitsmörderische (libertocida) in Briefen aus Berlin, sei es nun wirklich von Cirmeni geschriebenen, sei es von der Redaktion des Diritto dreist auf sein Konto gesetzten Machwerken, bezeichnet wurde. Wo die Unregung damals zu suchen war, ob sie auf die Berichte unsrer politischen Agenten zurück zu führen ist, entzieht sich unsrer Kenntnis, wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man mit Bedenken wegen des ja leicht vorauszufehenden Eindrucks nicht werden zurückgehalten haben.

Heute haben wir es jedoch mit einem Organe der berüchtigten casa Sonzogno, einem leider viel gelesenen Radaublatte der niedrigsten Art, zu thun. Herr Crispi, der gegenwärtige Leiter der italienischen Politik, der eben erst weit über sein etwa vorhandenes Reklamebedürfnis hinaus von deutscher Seite ausgezeichnet worden ist, kann, selbst wenn er in seiner Vergangenheit Beziehungen gehabt hätte, an die er sich nicht gern erinnern läßt, doch nicht in den Verdacht kommen, das wüste Treiben unreifer Krakehler zu begünstigen, einer Gesellschaft, die dem eignen Könige zuruft: Abbasso il colonello austriaco, nieder mit dem

österreichischen Hauptmann! Und ob diese ragazzacci ihn bei uns zu kompromittiren geeignet sind, wird er selber erwägen.

Ein netter Junge, wie der Berliner sagt, ist Herr Baronelli aber doch. „In Freiheit“ (In libertà) überschreibt er seinen ersten Brief seit der Gedächtnis, Basel, am 14. Dezember. Der ehemalige Vorstand der Berliner Società operaia italiana atmet tief auf, da er den freien Boden der Schweiz unter den Füßen fühlt, glücklich entronnen, wie er ist, der alles freie Leben des Geistes zertretenden Tyrannei des uomo fatale, unsers großen Kanzlers, dem er ja lassen will, daß er einigen Anteil an der Begründung des Reiches hat. Aber was ist das auch für ein Reich? Ein Reich, in dem die Preßtrabanten Bismarcks, die Angeber und Polizeispizel Nicht Hofens jede Regung des Volkswillens knebeln. Aber der Tag wird kommen, wo der Wille dieses lieben Volkes, der Germania di Heine, sich selbst dem jungen Kaiser — der Bube magt ihn als Re caporale zu beschimpfen — aufzwingen wird. Dann wirds wieder hübsch in dem armen Lande werden, das jetzt, höchst schauder- voll zu sagen, dem semitischen Lotterpoeten Heinrich Heine ein Standbild verweigert.

Das ist nicht übel, nicht wahr? Als ob Bismarck und die Reichsregierung mit der verkrachten, wenigstens vertagten Judenspekulation des Düsseldorfer Denkmals das Geringste zu thun hätte!

Ungemein tief blicken läßt aber die Behauptung des unschuldigen Freundes Deutschlands, der Germania di Heine, nicht der Germania del nervoso Bismarck, mit dem Tode Kaiser Friedrichs sei die wahre Allianz (alleanza vera) der Völker illusorisch geworden (sfatata).

So sehr wir aber Herrn Baronelli den Genuß der „Freiheit“ gönnen, so wollen wir damit doch nicht sagen, daß die jedenfalls verdiente Ausweisung auch nach jeder Richtung hin klug war. Es sind auch deutsche Mitarbeiter italienischer Zeitungen in ganz ähnlicher Weise thätig, und am Ende sagen wir auch nicht lauter Liebenswürdigkeiten von der bella Italia. Daß aber die Maßregel vom Standpunkte des Völkerrechts ganz unanfechtbar ist, hat Herr Crispi anlässlich einer Interpellation bereits eingeräumt; er wird jetzt auch einsehen, daß sie keinen ganz harmlosen Menschen traf, und wenn es die Italiener erhebt, daß sie „doch bessere Menschen“ sind, tanto meglio per essi.

Die Hampelmänner. Unter dem Namen Hampelmann hat Karl Malß, der Verfasser der vortrefflichen Komödie „Der alte Bürgerkapitain“, das Frankfurter Spießbürgertum personifizirt. Der „baumwollene Warenhändler, Frankfurter Vorjex un Lieutenant im Beschbattalion“ ist ein harmloser Schwärzer, immer aufgelegt zu Abenteuer, verurteilt, immer „geuhzt“ zu werden, und „sich doch amesfirend“ — oder vielmehr, so war er in den stillen Zeiten nach den Befreiungskriegen. Daß der Fortschritt ihn nicht unberührt gelassen hatte, wurde Malß selbst noch gewahr, der 1844 nach der Enthüllung des Goethedenkmals es schon nötig fand, den Hampelmännern eine Lektion zu erteilen, die an „Gethee,“ wie der echte Frankfurter seinen großen Landsmann nennt, auszusprechen hatten, daß er kein Demokrat war.

Er löst doch, ich bitt' euch, e Jedem sein Spaß,
Der an' gefällt gern bei Hof, der anner uff der Gäß

rief er ihnen damals zu. Das Jahr 1848 vollends fand Herrn Hampelmann gänzlich auf der Höhe der Situation. Er war überzeugt, daß der Römerberg wieder der Mittelpunkt der Welt geworden sei, in viel höherem Grade, als in den Tagen der Kaiserkrönungen. Denn die Hampelmänner von ehedem hatten

nur die Staatskarossen angestaunt oder bekrittelt, in den Händen ihrer Enkel von 1848 lag, ihrer Meinung nach, die Entscheidung über das Wohl und Wehe zunächst Deutschlands und dann der übrigen Staaten. Hatte schon einige Jahre früher ihr Vertreter auf der Bühne sich gerühmt, „ein scharf ausgeprägte politische Meinung und des Maul uff dem rechte Fleck“ zu haben, wie hätten diese Eigenschaften im Völkfrühling versagen sollen! Die Hampelmänner waren für die Freiheit, die ungeteilte, ganze, und daher auch damit einverstanden, daß die Juden gleichberechtigt würden, z. B. auf der Promenade spazieren durften, während ihnen bis dahin nur die Fahrstraße vergönnt gewesen war. Als aber in den Märztagen ein jüdischer Volksredner begeistert ausrief: „Wir sind alle Brüder, alle gleich!“ wurde diese Unmaßung doch entschieden zurückgewiesen.

In diesem Punkte verstanden auch die fortgeschrittensten Hampelmänner keinen Spaß. Mochte ein Staatsrechtslehrer wie Böpfl noch so gründlich nachweisen, daß die in der freien Stadt Frankfurt den Israeliten, Landbewohnern und Weisassen verliehene Gleichstellung mit den christlichen Staatsbürgern trotz der Ungiltigkeitserklärung des betreffenden Gesetzes von 1849 durch den Bundestag noch gültig sei, und mochten die Demokraten noch so empört thun über den Bundestagsbeschuß und die Nabgiebigkeit des Senats, im Stillen waren sie damit doch ganz einverstanden. Es gab Wirtshäuser, in denen kein Jude erwarten konnte, bedient zu werden, und als der Besitzer eines Vergnügunglokales seiner Abneigung gegen jüdische Gäste auf jede, auch die unziemlichste, Weise Ausdruck gab, hatte er die ganze Stadt auf seiner Seite. Fremde, die anderer Meinung waren, wurden bedeutet, daß sie von Frankfurter Angelegenheiten nichts verstünden; denn „e Jud is en Dos“*), sagt der Leibschiß bei Maß, und sprach damit die allgemeine Ueberzeugung aus. Einen so eingefleischten Judenhaß hätte man schwerlich anderswo gefunden.

Aber alles das liegt um ein Menschenalter hinter uns, und das Verhältnis hat sich vollständig umgekehrt. Im Reichstage und im Landtage wird die Stadt Frankfurt abwechselnd durch Demokraten und Sozialdemokraten vertreten, aber immer durch Juden, und als die deutschgesinnten Bewohner der Stadt einmal den ernstlichen Versuch machten, den „demokratischen“ Ring zu sprengen, stellten sie Lasker als ihren Kandidaten auf!

Wie das gekommen ist, ist leicht zu erkennen. Wer könnte es den Frankfurtern verargen, daß sie den Verlust ihrer Unabhängigkeit noch immer nicht verschmerzt haben? Eine so schöne Stadt, durch ihre Lage in jeder Hinsicht ausgezeichnet, wohlhabend, reich an den bedeutendsten Erinnerungen, überdies bis kurz vor dem Kriege noch ganz mittelalterlich abgeschlossen, eine solche Stadt mußte wohl einen starken Lokalpatriotismus und einen Bürgerstolz erzeugen, denen man selbst übertreibende Aeußerungen zugute halten darf. So nannte ein Frankfurter, der, um nicht preußisch zu werden, ausgewandert ist (natürlich nach Frankreich), seine Vaterstadt ein „Athen.“ Und auf die bescheidene Frage nach den Ähnlichkeiten beider Städte führte er in erster Linie das „Freie deutsche Hochstift“ als Seitenstück der platonischen Akademie an. Daran hatten wir allerdings nicht gedacht! Vereine, die jedermann für einen Jahresbeitrag Gelegenheit bieten, sich über Wissenswertes und Nichtwissenswertes Vorträge halten zu lassen, giebt es wohl in jeder Stadt, aber kein zweiter hat sich einen so volltönenden Namen bei-

*) Beiläufig: Dos kann, wie in Sachsen Luder, vielerlei Bedeutungen haben, vom größten Schimpf bis zur freundlichsten Schmeichelei.

gelegt, und kein anderer genießt die — die Götter wissen, wodurch verdiente — Ehre, im Geburtshause Goethes zu tagen. Wir haben uns oft über den Zusammenhang zwischen diesem Hochstift und diesem Nationalheiligtum der Deutschen unsere Gedanken gemacht, denn wir besuchen Frankfurt gern, so oft sich die Gelegenheit dazu bietet, und versäumen nie einen Abstecher nach den Großen Hirschgraben. Da blühte denn bei der letzten Anwesenheit eine angenehme Ueberraschung. Wir vermifften die ruhmbedürftigen Personen, die, wahrscheinlich lauter „Meister“, früher gewürdigt waren, im Wilde die Wände des größten Zimmers im Goetheshaufe zu — zieren. Die Kastellanin, deren bescheidene Zurückhaltung um so angenehmer auffiel, als wir kurz vorher in Weimar durch die überlaut vorgetragene litterarhistorische Weisheit der Diener belästigt worden waren, verstand die fragenden Blicke und beantwortete sie mit der Erklärung, es hätten sich zu viele Besucher über die Anwesenheit der Bilder an diesem Platze aufgehalten, und deshalb seien sie in das Hofzimmer verbannt worden.

Da also hat man eine Lächerlichkeit erkannt und beseitigt; möchte sich die Erkenntnis nur auch in wichtigeren Angelegenheiten einstellen! Die verständigen Leute haben sich allmählich in das Unabänderliche gefunden und gelernt, Vortheile und Nachteile der neuen Ordnung abzuwägen. Aber Verstand — das Wort Sapientias auf dem polnischen Reichstage bleibt ja ewig wahr. Der urteilslosen Menge, der Hampelmänner, hat die oppositionelle Presse sich im günstigen Augenblicke zu bemächtigen gewußt, und mit einem Talent, dem nur ein Gleichgewicht an andern Qualitäten zu wünschen bliebe, schürt und kitzelt sie und reibt immer wieder ätzende Stoffe in die Wunden, die sonst längst verharstet sein würden. Die Heimatlosen bedienen sich für ihre Zwecke der Anhänglichkeit der andern an ihren Boden, die Internationalen werfen sich zu Verteidigern der Nation auf, Menschen, deren Ideale sich in das eine Wort Freihandel zusammenfassen lassen, spannen das Pfahlbürgertum vor ihren Karren. Fragt man, worüber sie eigentlich zu klagen haben, ob sie leugnen können, daß Frankfurt unter preussischer Herrschaft aus einer Mittelstadt eine große, die am meisten großstädtische in Süddeutschland geworden ist, die Einwohnerzahl sich verdoppelt hat, anstatt des prophezeiten Ruins des bürgerlichen Wohlstandes das Gegenteil eingetreten ist — so antwortet Herr Hampelmann, darin zeige sich ja eben die preussische Bosheit, nicht einmal den Grund zur Klage gönne man den Mißhandelten. Und dann plappert er so gut als möglich die Phrasen nach, die ihm sein Leibblatt vorgesagt hat, z. B. „In zwei Lager teilt sich die Nation, in dem einen vereinigt sich alles, was nach Licht, nach Recht, nach Freiheit ringt, in dem andern ist zusammengeballt, was mit schlauer List oder brutaler Gewalt die Geister knechten möchte.“ Der das geschrieben hat, war sich ohne Zweifel vollauf bewußt, den ärgsten Unsinn zu Papier zu bringen, allein, er kennt seine Hampelmänner, die sich in ihrem „Kolleg“ als solche „Ringer“ fühlen und die Fäuste ballen gegen die „zusammengeballten“ Tyrannen. Ja, das Blättche, das gibts dene Preiße! Und der Bismarck, der alle Welt ehzt, der kennt die echten Republikaner noch nicht. En Dos is der Jud', Gott sell's wisse.

Herr Hampelmann lebt aber auch in der Litteratur fort. Da erscheint ein „Witzblatt“, das früher wirklich witzig war, gegenwärtig aber nur noch gemein ist. Ueber die Frankfurter Bemerkung kommt es glücklicherweise nicht hinaus, und auch dort lernt es der Fremde nur durch Zufall kennen, da es in anständigen Gasthöfen offenbar nicht gehalten wird. Uns zeigte ein Frankfurter — natürlich kein Hampelmann — eine Nummer davon, in der die Figur des alten Hampel-

mann, wie er auf dem Theater erscheint, in der Tracht der dreißiger Jahre abgebildet ist und dazu herhalten muß, den frechsten Hohn über — den Buß- und Betttag auszugießen. Unwillkürlich legte man sich die Frage vor, welcher Wutgeheul ausbrechen würde, wenn nur der zehnte Teil solcher Verunglimpfung sich gegen einen jüdischen Festtag kehren würde. Aber so weit ist es gekommen, daß eine Gesellschaft, die sich über Knechtung beschwert, es wagen darf, die christliche Mehrheit in ihren religiösen Gefühlen aufs unerhörteste zu verletzen. Und weshalb? Was kümmert sie ein Tag für stille, christliche Sammlung? Verlangt jemand, daß sie sich ebenfalls stiller Betrachtung hingeben sollen? Das nicht, aber — es darf nicht gearbeitet, d. h. gehandelt werden! Nun wissen wir doch, worauf es sich bezieht, daß mit brutaler Gewalt die Geister geknechtet werden sollen.

Ehrlicher alter Maß, könntest du sehen, in welcher schmachvollen Weise deine Schöpfungen gemißbraucht werden!



Litteratur

Geschichte des Aberglaubens von D. S. Rubin. Aus dem Hebräischen übersetzt von J. Stern. Leipzig, Thiele, 1888

Von einer „Geschichte“ des Aberglaubens, d. h. von einer Darstellung des Ursprungs und der Entwicklung des neben den jetzigen Religionen der Menschheit hergehenden Restes früheren Volksglaubens, ist hier nicht die Rede. Vielmehr ist die kleine Schrift ein ziemlich willkürlich in Kapitel gebrachtes Sammelsurium von abergläubischen Meinungen und Bräuchen der verschiedenen Zeiten und Völker, die völlig kritiklos behandelt werden, unter denen sich aber mancherlei Interessantes aus dem Talmud findet. Der Verfasser ist wohl ein polnischer Rabbiner, aber einer von der aufgeklärten und halbgebildeten Sorte.

Zur Kulturgeschichte in Oesterreich-Ungarn, 1848—1888. Von G. Wolf. Wien, Hölders Verlag, 1888

Der Verfasser schildert auf Grund von Archivalien und eignen Erfahrungen, wie Kaiser Franz Josef „den Juden in seinem Reiche die Gleichberechtigung mit den andern Staatsbürgern gewährte“ und „das Werk, das sein großer Ahnherr Josef II. begonnen, zum glänzenden Abschlusse brachte.“ In der That glänzend für die dortige Judenthümlichkeit, aber vielfach verderblich für die übrige Bevölkerung, die seitdem namentlich in Ungarn schwer unter den Folgen der betreffenden Maßregeln zu leiden hatte. Die Schrift zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste sich mit den früheren Verhältnissen, der zweite mit dem „Werk der Befreiung,“ der dritte mit Kultus und Kultur unter den österreichischen Juden, der nächste mit dem Gemeinwesen und den Wohlthätigkeitsanstalten derselben und der letzte mit ihrer gesellschaftlichen Stellung beschäftigt. Die Darstellung des Ver-